

Die Arbeiterin

Zeitschrift

für die Interessen der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes.

Organ aller auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Vereinigungen der Arbeiterinnen.

Eintracht macht stark — Bildung macht frei!

Redaktion: Emma Jhrer, Belten (Marf). — Expedition und Verlag: Fr. Meyer, Hamburg, Rosenstr. 35.

Erscheint wöchentlich einmal und zwar am
Sonnabend.

Annoncen pro Zeile 20 Pfennig. Vereine erhalten
Rabatt.

Abonnement pro Vierteljahr 1 Mark, Einzelnummer
10 Pf. Direkt per Kreuzband Mk. 1.40.

Freunde und Freundinnen! Sorgt für die Verbreitung der „Arbeiterin“!

Aufruf*)

an alle Arbeiterinnen- und Frauen-Vereine Deutschlands!

Für die Weltausstellung in Chicago (Amerika) sollen zur Förderung des geistigen Fortschrittes neben den industriellen Produkten auch die geistigen Erzeugnisse aller Länder einen hervorragenden Platz finden. Ganz besonderer Werth wird dabei auf die Kenntniß des gegenwärtigen Standes der Frauenbewegung in Deutschland gelegt. Die amerikanische Regierung hat dem Ausstellungskomitee für die Frauenabtheilung die Summe von 40 000 Pfd. St. (800 000 Mk.) zur Verfügung gestellt, um eine möglichst ausführliche Uebersicht nicht nur über den materiellen Fortschritt der ausgefeiltesten Völkern zu haben, sondern es wird auch Beweismaterial der moralischen, intellektuellen und künstlerischen Fortschritte des weiblichen Geschlechts verlangt. Dieses Verhalten der amerikanischen Regierung ist in Anbetracht der Stellung der deutschen Regierung zur Frauenbewegung so anerkennenswerth, daß es Pflicht aller Frauen und Arbeiterinnen ist, über den Stand ihrer Bewegung Bericht zu geben.

Wir ersuchen daher die Vorstände aller Arbeiterinnenvereine, wie überhaupt aller Vereine, an welchen Frauen theilhaftig sind, uns den Namen, Sitz und Zweck, sowie die Anzahl der weiblichen Mitglieder so schnell als irgend möglich mitzutheilen, um einen eingehenden Bericht erstatten zu können.

Alle Zuschriften sind zu richten an Frau Martha Hohrlad, Berlin O., Holzmarktstraße 45 a.

Sofortige Erledigung ist Bedingung.

Alle Blätter, welche diesem Unternehmen sympathisch gegenüberstehen, werden um Abdruck gebeten.

*) Wir veröffentlichen den vorstehenden Aufruf nochmals, da die bisher an die angegebene Adresse gelangten Einsendungen der Zahl der thatsächlich bestehenden Vereinigungen der Arbeiterinnen durchaus nicht entsprechen. D. Red.

Die Arbeiterinnenbewegung und der Stadt- magistrat Bamberg.

(Schluß.)

Zu welchen absurden Konsequenzen würde man auch gerathen, wenn man diesen Satz nicht gelten lassen wollte?

Saben denn die Frauen keine gemeinsamen Interessen, über welche sie sich berathen wollen, welche sie gegenüber der Oeffentlichkeit, den gesetzgebenden Gewalten, gegenüber den ihre Verhältnisse beeinflussenden Faktoren zu wahren haben? Und da sollte das Gesetz allen diesen Frauen sagen: Weil Du als Weib auf die Welt gekommen bist, darfst Du mit Deinesgleichen nicht zusammenkommen, um über Deine Sachen zu sprechen?!

Diese Annahme schließt auch Art. 15 des bayerischen Vereinsgesetzes vollständig aus, indem es die Frauenpersonen nur von der Mitgliedschaft politischer Vereine und von den Versammlungen derselben, also politischer Vereine, ausschließt. Es liegt mir eine Entschliebung einer hohen kgl. Kreisregierung vom 13. Febr. 1891 betr. das Verbot einer Arbeiter- und Arbeiterinnenversammlung, ergangen auf die Beschwerde des Lägergehilfen Johann Baptist Hering in Bamberg vor, welche meine und aller Welt Ansicht, daß Frauen das Versammlungsrecht zusteht, bestätigt, sich aber auf

einen Standpunkt stellt, dem ich jetzt schon, obschon er vom Stadtmagistrate Bamberg bei der hervorragenden Kürze seines Bescheides nicht hervorgekehrt wurde, etwas näher treten will.

Die kgl. Kreisregierung glaubt nämlich das Erscheinen von Frauen in jener Versammlung deshalb für unzulässig erklären zu dürfen, weil letztere, wenn sie auch nicht von einem lokalisirten Vereine der sozialdemokratischen Partei ausgehe, nichts Anderes als die in Aussicht genommene Zusammenkunft der Mitglieder des allgemeinen von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei gebildeten und über ganz Deutschland verbreiteten politischen Vereins sein konnte und für die Interessen des letzteren bestimmt gewesen ist.

Allein hier ist der kgl. Kreisregierung eine Verwechslung der Begriffe: „Partei“ und „Verein“ unterlaufen. Eine Partei ist kein Verein, eine Partei ist die Gesamtheit aller durch das geistige Band der gleichen Gesinnung und der gleichen Bestrebungen umschlungenen Staatsbürger.

Es ist auch im Gesetze, daß jetzt allein maßgebend sein muß, seitdem das die Aufhebung alles Gesetzes bedeutende Sozialistengesetz abgesehen ist, nicht das Wort: „Partei“, sondern „Verein“ gebraucht, obschon es auch 1850 bei uns in Bayern bereits Parteien gegeben hat, freilich keine sozialdemokratische im heutigen technischen Sinne des Wortes.

Wo kämen wir hin, wenn diese Gesetzesinterpretation, besser gesagt, diese Substitution bei uns Usus würde? Dann wäre den Frauen der Besuch einer jeden Versammlung verboten, die ein konservativer — auch dieser brave Mann sieht jetzt unter denselben Gesetzen, wie der böse Sozialdemokrat — einberufen wollte, oder ein Nationalliberaler, sofort müßte diese Versammlung untersagt werden, weil die konservative oder nationalliberale Partei bezw. der durch deren Angehörige in ganz Deutschland gebildete politische „Verein“ die fragliche Zusammenkunft veranstaltet und seine, natürlich nicht die sozialdemokratischen, Interessen zu fördern sucht.

Die kgl. Kreisregierung wird wohl vor diesen Konsequenzen, welche ja überhaupt dann jede Versammlung in der Form, daß Arbeiter und Arbeiterinnen zusammentreten, unmöglich machen würden, selbst zurücktreten; die Konsequenz erfordert ja auch, daß man dasjenige, was man den Sozialdemokraten zu wehren glaubt, auch genehmeren Parteien nicht hingehen läßt. Allein die kgl. Kreisregierung war bei dieser Entschliebung überhaupt in einem Reichthum. Selbst wenn eine Partei ein Verein wäre, wäre nicht jede Versammlung, welche auf Anregung eines solchen Vereins zusammentritt, eine Vereinsversammlung; das wäre ein Fehlschuh, der viel zu denken gäbe. Die Versammlung, welche ausgeschrieben war, ist eine öffentliche, das Gesetz macht nirgends einen Unterschied, ob eine Einzelperson oder ob ein Verein eine öffentliche Versammlung einberuft. In Folge der Oeffentlichkeit, weil ja Jedermann Zutritt hat, können ja die etwaigen Vereinsmitglieder vollständig in der Minorität bleiben, der Vorsitzende, das Bureau, welche ja in jeder Versammlung durch Affirmation gewählt werden, aus Vereinsnichtmitgliedern, ja sogar aus Feinden des einberufenden Vereines bestehen.

Das wäre ja nicht zum ersten Male der Fall. Daß der oder die Einberufer die Absicht haben, diese oder jene Interessen zu fördern, kann kein Verbot und keine gesetzliche Unzulässigkeit der Anwesenheit von Frauen begründen.

Dieses Motiv war unter dem seligen Sozialistengesetze möglich, heute geht es einfach die Polizei gar nichts mehr an, in welchem Interesse der Einberufer einer Versammlung dieselbe einberuft.

Die Polizei hat nicht mehr die Befugniß, der einen Partei den Lebensfaden zu unterbinden und die andere zu begünstigen; sie hat, wie überhaupt der Staat, neu-

tral zu sein und nur das Gesetz und nichts als das Gesetz anzuwenden.

Diese bürgerliche Freiheit, die jede derartige vor-mundtschaftliche Ermägung über Erwachsene ausschließt, muß endlich betont und es muß die Frage durchgeführt werden: Leben wir in Bayern in einem Rechts- oder in einem Polizeistaate?

Je nach der Antwort werden die Arbeiter und Arbeiterinnen die künftige Gestaltung ihrer Agitation in Bayern, ob offen oder nicht, einrichten.

Wer in letzterem Falle besser fährt, das wird die Zukunft zeigen und die Geschichte. Ganz verblüffend wirkt das Erstaunen, ich möchte fast sagen das kopfschüttelnde Entsetzen des Stadtmagistrates Bamberg, daß sogar eine Frauensperson als Referentin aufgestellt sei.

Ja, frage ich einen Menschen:

Wer anders soll denn über die Lage der Frauen referiren als eine Frau?

Ist es denn am Ende des 19. Jahrhunderts, in welchem deutsche Staaten Frauen in die Beamtenkategorien einreihen, Bayern sie sogar als Lehrerinnen anstellt, eine so ungeheuerliche Thatsache, daß in einer öffentlichen Versammlung auch einmal eine Frau das Wort ergreift und über die Lage der Frauen spricht?

Wenn ich dem Eindruide Ausdruck geben soll, welchen der Beschluß des Magistrates auf mich machte, so ist es der, daß das Verbot der Versammlung nicht der Ausfluß des Studiums des Gesetzes gewesen, sondern daß das Verbot der Vorderatz und die gesetzliche Begründung der dazu gesuchte Nachsatz sein dürfte.

Glaubt man aber durch derartige Verbote die Bewegung in der Arbeiterinnenwelt eindämmen zu können, so ist man sehr auf dem Irrpfade.

Die Arbeiterbewegung hat trotz des Martyriums, welches das Sozialistengesetz Tausenden begeisterter Männer und Jünglinge bereitet hat, trotz der Unterdrückung der ursprünglichen staatsbürgerlichen Rechte dieser Partei 1 1/2 Millionen Stimmen für die Wahlurne gezeitigt; mit solchen Maßregeln wäre man auf dem besten Wege, die zweite Million voll zu machen.

Ungefähr in dieselben Tage fällt auch das Verbot einer Versammlung in Braunschweig, in der Frau Steinbach-Hamburg referiren sollte über „die wirtschaftliche Lage der Arbeiterinnen und deren notwendige Organisation“. Gleichzeitig sind auch mehrere Versammlungen verboten worden, in denen Fräulein Wabnitz referiren sollte. Das ist das „einige Deutschland“, dessen Beamten es einfach in die Hand gegeben ist, dies Gesetz nach Belieben auszulegen, das ist das „gleiche Staatsbürgerrecht“ für Frauen.

Wir erwarten, daß diese Verbote dieselbe Wirkung haben werden, wie die Verbote unter dem Sozialistengesetz; jedes derartige Verbot öffnete einem Theil der Indifferenten die Augen, sie waren gewonnen für den Kampf um gleiches Menschenrecht. Wenn uns auch noch Alles zu thun übrig bleibt zur Erringung desselben, so müssen und werden diese Verbote den Arbeiterinnen von Neuem gezeigt haben, wie nötig Organisationen sind. Der Zusammenschluß aller Frauen und Mädchen ist nötig, um derartigen ungesetzlichen Widerstand zu brechen. Darum „zum Kampf, Ihr Arbeitsmenschen, weibliches Proletariat!“

Sächsische Kindersterblichkeit.

Die unehelichen Kinder gehören zu den bellagenswertheften Opfern unserer gesellschaftlichen Zustände. In dem letzten vor einigen Wochen erschienenen Doppelheft der „Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Bureaus“ findet sich eine Reihe von Thatsachen, welche die Ungunst, unter welcher die „Kinder der Liebe“ zu leiden haben, in ein helles Licht setzen.

Die Sterblichkeit der unehelich Geborenen ist eine höhere, als die der ehelich Geborenen. Denn die soziale Noth triift am fürchtbarsten und mit zumeist ganz unparierter Wucht jene, deren

Mütter nur zu oft auf sich allein angewiesen, hilflos im bittersten Mangel verkommen müssen. Schon die Schwangerschaft der unehelichen Mutter verläuft in der Regel unter ungünstigeren Bedingungen, als diejenige des Eheweibes. Und ist das Kind geboren, so hat die Proletarierin, welche ohne Hilfe, ohne Mittel ist, nicht die Kraft, sich selber das elende Dasein zu fristen. Und sie soll auch noch für den Säugling sorgen. Wie die Verhältnisse liegen, ist sie gezwungen, gegen ihren Wunsch und Willen, der Mutterliebe zum Trotz, die Pflege ihres Kindes zu vernachlässigen, dem Broterwerb nachzugehen und ihren Sprößling Fremden zu überlassen oder ihn bei sich verkommen zu lassen. Ein Mädchen, das in der Fabrik schafft, das vielleicht in der Mittagspause oder Abends, abgerudert und todmüde, nach ihrem Kinde sehen kann — in Großstädten verschärfen sich naturgemäß diese Uebelstände —, sieht verunglückt vor ihren Augen das alte Schauspiel, den rascheren oder langsameren Untergang des Kindes. Wie kläglich die Situation der verheirateten Proletarierin auch ist, wie kraß ihre Misere, wie erschüttert auch durch die kapitalistische Wirtschaft die Ordnung des Hauswesens, solche Nachtbilder, wie bei der alleinlebenden Armen und ihrem Kinde sind seltener anzutreffen. Und der zahlenmäßige Beleg dafür ist dadurch erbracht, daß die Sterblichkeit der ehelich geborenen Arbeiterkinder so hoch, wie sie ist, doch niedriger sich stellt, als diejenige der unehelichen.

Sachsen als Industriestaat ersten Ranges, wo alle Erscheinungsformen der großbürgerlichen Produktionsweise scharf ausgeprägt zu finden sind, das Großgewerbe, das fabrikmäßig mit Hunderten von Händen und Tausenden von Pferdekraften produziert, in bester Maschinenindustrie, und die vollstverwüstende Hausindustrie, die eine Handvoll Berleger bereichert und Myriaden von Kindern, Weibern, Männern auslaugt und ruiniert, Textilgewerbe und Eisenindustrie, Erzbergbau und Kohlenbergbau, es findet sich Alles im Königreich Sachsen, dessen Arbeiterbevölkerung eine Kerntruppe der deutschen Sozialdemokratie ist, dessen Arbeiterbevölkerung aber auch die Grisel des gesellschaftlichen Elends so außerordentlich schwer empfinden muß.

Es ist lehrreich, sich folgende kleine Uebersicht anzusehen. Im Verhältnis zu je 100 Lebendgeborenen starben im Jahre 1889 im ersten Lebensjahre

	Eheliche	Uneheliche
Bautzen	23,1	35,6
Dresden	24,15	37,6
Leipzig	24,3	39,6
Zwickau	30,2	42,9
Königreich	26,8	39,9

Der Abstand zwischen der ehelichen und der unehelichen Sterblichkeitsziffer springt in die Augen. Je industriereicher die Bezirke, desto höher der Tribut, den die Menschheit zu zahlen hat, und desto bedeutsamer der Antheil der Bastarde an diesem Tribut. Das Kohlenrevier Zwickau giebt das höchste Kontingent ab, der Bergleute Kinder sind durch ihre geringere Lebensfähigkeit gegenüber anderen Berufen bekannt. Die Verhältniszahlen für das ganze Königreich betragen:

Jahr	Eheliche	Uneheliche
1886	28,9	42,0
1887	26,6	36,5
1888	25,1	38,3
1889	26,7	39,9

Sind auch die ungünstigen Zahlen von 1886 noch nicht wieder erreicht, so ist das stetige, unerfreuliche Steigen in den drei Jahren 1887—1889 nur zu deutlich erkennbar. Was für Ergebnisse die betrübende Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse und die Theuerung der letzten zwei Jahre, vor allem des Jahres 1891, auf die Sterblichkeit der Kinder haben werden, wird sich zu seiner Zeit zeigen. Doch dürfte kaum daran zu zweifeln sein, daß das Resultat eine schneidige Verurtheilung der Junkerpolitik und Ausbeuterwirtschaft werden wird.

Wenn man die Kindersterblichkeit überhaupt betrachtet, so bestätigt sich, was wir bereits angedeutet, daß die Intensität der industriellen Entwicklung die Lebensfähigkeit der Kinder ungünstig beeinflusst. Wo die Mutter die Selbstnahrung des Kindes noch übernehmen kann, wie im Bezirke Oelsnitz, da steht trotz aller die Reform heischender Dürftigkeit die Ziffer besser, als in den Zentren des Gewerbetreibens. Es starben z. B. von hundert Lebendgeborenen 1888/89 im ersten Lebensjahre:

Ort	Städte	Dörfer
Amtshauptmannschaft Oelsnitz	18,3	17,6
Blauen	26,2	23,9
Kochlitz	32,2	31,4
Zwickau	32,8	31,3

Einfache und feine Leute.

Von
Jul. Felder (J. Altmann).
(Nachdruck verboten.)
(5. Fortsetzung.)

Damit hatte sie ihn stehen lassen und war aus dem Zimmer gegangen, indem sie die Thüre nach dem Nebenzimmer hinter sich abschloß. Sie fühlte, wenn sie noch länger sprechen sollte, würde sie zu weinen anfangen. Sie war ja kaum zwanzig Jahre alt und ein einfaches Mädchen, das nicht in feinen Erziehungsanstalten gelernt hatte, die tragische Miene beleidigter Unschuld aufzufassen und mit vornehm gebietender Handbewegung nach der Thüre zu weisen. Ihre glühenden Augen füllten sich mit Thränen, aber sie wollte nicht weinen, darum bis sie sich lieber die schönen Lippen blutig.

In anderen Fällen regte sie, die als einfaches Mädchen eben etwas mehr vertragen konnte, als manche andere, sich durchaus nicht auf und leuchtete den Herren in der einfachsten Weise tüchtig heim. Dr. Reiber war ein bildschöner Mann und Suschen hatte ihn mit Vergnügen empfangen und seinen klugen Gesprächen voller Eifer gelauscht. Er war Journalist. Von Anfang an hatte er es nicht gleich merken lassen, und was es auch ihm zu thun war. Selbst in ihrem Brief an ihre Mutter hatte sie seiner mehrmals recht warm Erwähnung gethan.

Das war dem armen Gregor zu viel geworden, er, der von seiner Liebe nie ein Wort gesprochen, wurde von rasender Eifersucht gepackt, er meldete sich krank und ging nach der Hauptstadt, er wollte selbst sehen, wie alles stand.

Suschen war nicht wenig erstaunt, aber hoch erfreut, als sie aus der Probe zurückkehrte, Gregor in ihrer Wohnung zu finden. Sie glaubte ihm, daß er

Annaberg	32,4	32,65
Chemnitz	34,8	37,4
Zitba	35,4	29,3
Glauchau	35,7	34,06

Diese Zahlen zeigen, wie nothwendig eine Hebung der Arbeiterklasse ist. Es ist Zeit, daß diese Molochsopfer ein Ende haben. („Vormwärts.“)

Das „schwache“ Geschlecht.

„Mit der Einstellung weiblicher Bahnbeamten in den Auzendienst“, schreiben bürgerliche Blätter, „hat nun die Verwaltung der Sächsischen Bahn den Anfang gemacht. Es werden nämlich für den Vorortverkehr resp. speziell für Grünau und Umgebend, „Schrantenwärterinnen“ gesucht. Der Anfangslohn pro Tag beträgt 1 Mark. Die Anwärterinnen müssen jedoch das 20. Lebensjahr überschritten haben. Gesuche um Anstellung sind an die Königl. Eisenbahn-Inspektion der Sächsischen Bahn zu senden.“

Der Verwendung weiblicher Arbeitskraft wird damit ein neues Gebiet erschlossen. Im Prinzip sind wir damit einverstanden, und es ist nur zu wünschen, daß den Frauen möglichst zu allen Berufsarten der Zutritt gestattet werde, damit sie zeigen können, auf welchen Gebieten sie weniger und auf welchen ebenso viel oder noch mehr als die Männer zu leisten vermögen.

Für die „Schrantenwärterinnen“ können wir uns jedoch fürs Erste noch nicht begeistern. Die Frage, ob Frauen zu dieser Arbeit geeigneter sind als Männer, wollen wir ganz unerörtert lassen. Wahrscheinlich werden sie auch nicht wegen größerer Leistungsfähigkeit, die ja von anderer Seite ohnedies stets bestritten wird, angestellt, sondern weil sie geringere Ansprüche an das Leben stellen und daher mit geringerem Gehalte zufrieden sind, also der Bahnverwaltung Ersparnisse ermöglichen; wenigstens sind Männer für 1 Mark pro Tag nicht zu haben. Auf diese Weise schädigen die weiblichen Bahnbeamten nicht nur die Männer, welche sich zu höheren Preisen anbieten, und machen ihnen als Lohnbrückerinnen Konkurrenz, sondern sie nützen auch noch dem großen Arbeitgeber und Anwender Staat, in dessen Tasche sie hineinarbeiten.

Es scheint, daß die Klasse der Arbeitgeber und Kapitalisten der über ihre eigenen Interessen noch lange nicht genug aufgeklärten Arbeiterklasse erst durch Uebertreibung des Prinzips „So billig, wie möglich“ zu Hilfe kommen muß, damit sich die Arbeiter männlichen wie weiblichen Geschlechtes immer fester zusammenschließen und zu gemeinsamen Widerstand vereinigen. Je mehr die Frau in die bisher ausschließlich von Männern ausgeübten Berufsarten hineingezogen wird und je schneller sie diese theilweise oder gänzlich daraus verdrängt, desto eher werden auch diejenigen Arbeiter, welche noch immer nichts von einer Organisation der Arbeiterinnen wissen wollen, einsehen, daß sie nur ihre eigenen Organisationen stärken, wenn sie den Zusammenschluß der Arbeiterinnen fördern. Organisationen sind nur dann wirksam, wenn sie möglichst alle in Betracht kommenden Arbeitskräfte umfassen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat die organisierte Arbeiterschaft angefangen, ihren hartnäckigen Widerstand gegen das Hineinziehen der „ungerenteten“ Arbeiter in die Organisation aufzugeben. Die „ungerenteten“ sind, so lange sie nicht aufgeklärt sind, gerade die gefährlichsten Konkurrenten der „Gelernten“ und müssen darum gerade am ehesten in die Organisation hineingezogen werden. Sie sind am ehesten geneigt, sich billiger anzubieten und so auf die Löhne zu drücken, weil sie wegen geringerer Leistungsfähigkeit schwerer Arbeit finden. Keinhilf steht es mit den arbeitenden Frauen. Sie machen den „gelernten“ Arbeitern nicht minder gefährliche Konkurrenz als die „ungerenteten“ Arbeiter. Wenn diese in Lohnbrückerien werden, weil sie es müssen, so bieten sich die Frauen billiger an, weil sie es können. Sie sind ja um so viel „genügsamer“ als die Männer und besitzen gerade dasjenige Quantum an „Bedürfnislosigkeit“, welches das Ausbeuterthum braucht, um „existieren zu können.“ Die Frauen werden so lange die Lohnbrückerinnen spielen, als sie nicht organisiert sind. Sobald sie unter sich geeinigt und womöglich auch mit den Männern durch eine gemeinsame Organisation verbunden sind, wird das „schwache“ Geschlecht sich selbst und zugleich auch dem „starken“ Geschlecht zum Siege verhelfen.

Weibliche Analphabeten.

Nach den neuesten statistischen Zusammenstellungen befanden sich im letzten Jahre in Preußen unter den ehelichlebenden Männern

gekommen, weil er krank war, elend genug sah er ja aus. Er wiederum wußte nicht, wie er von der Sache beginnen sollte, die ihm indessen fast den Verstand raubte.

Dank seinen frühen Erfahrungen wußte er, daß eine Sängerin, die so hübsch und blutjung ist, keine Eile hat, sich zu verheirathen, und wenn sie's thut, braucht sie keinen armseligen kleinen Musikanten zu nehmen; so eine heirathet entweder sehr reich oder einen vornehmen Mann, oder sie bleibt ledig und schaltet frei in jeder Hinsicht. Was war da für ihn zu hoffen? — etwa daß sie sich ihrer Freiheit auch zu seinem Gunsten bedienen würde? Der bloße Gedanke that ihm so weh, er mochte nicht theilen und überhaupt war sie doch viel zu schade dafür.

Das Mädchen kam und meldete Dr. Reiber. Suschen ließ ihn bitten näher zu treten. Gregors braunes Gesicht wurde noch um einen Ton fahler. Suschen war so natürlich wie damals, als er sie zuerst gesehen hatte, und in dieser ungezwungenen Weise verkehrte sie mit dem fremden bildschönen Manne, dessen Blicke ihm, den das gleiche Verlangen erfüllte, nur zu deutlich sagten, was er hier suchte. Gregor hätte den schönen, ihm in allem überlegenen Menschen erwürgen mögen. — Er stand auf und empfahl sich.

Dr. Reiber hatte sein Fortgehen mit Ungebuld erwartet. Mit Suschen allein geblieben, zögerte er nicht lange, ihr nicht mißzuverstehende Andeutungen zu machen. Anfangs wollte sie darauf als auf einen Scherz eingehen. Da sagte er denn unumwunden, wie er's meinte.

(Schluß folgt.)

2,06 Prozent, unter den ehelichlebenden Frauen 3,32 Prozent Analphabeten, d. h. Personen, welche des Lesens und Schreibens unkundig sind. Die Zahl dieser Personen hat im Laufe der Jahre stetig und ganz bedeutend abgenommen. Im Jahre 1889 betrug sie z. B. bei den Männern noch 3,87 und bei den Frauen 5,88 Prozent. Sie ist aber auch jetzt noch gerade hoch genug, daß die Frauen daran viel stärker betheiligt sind, als die Männer, ist ebenso wenig zu verwundern, wie daß sich in den östlichen Provinzen der Monarchie, wo die Junker und Großgrundbesitzer ihr Gesinde noch immer in einem patriarchalischen Verhältnis zu halten trachten, mehr Analphabeten finden, als in den westlichen Provinzen, wo die Industriearbeiter vorherrschen. Die Menge der Analphabeten richtet sich immer nach der besseren oder schlechteren Beschaffenheit des Schulunterrichtes, und es ist ja allgemein bekannt, daß dieses für die Frauen nicht in derselben Güte für nöthig gehalten wird, wie für die Männer.

Aus dieser größeren „Unbildung“ der Frau könnte der Schluß gezogen werden, daß die Frau nicht mit dem Manne in Wettbewerb treten dürfe, insbesondere, daß die Arbeiterin nicht politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung mit dem Arbeiter fordern dürfe. Aber wie der Arbeiter den ihm aufgezwungenen Mangel an Bildung, die Folge der ihm aufgezwungenen Besitzlosigkeit, nicht als etwas Unabänderliches hinnimmt und der besitzenden Klasse nicht gestattet, daraus für sich ein Vorrecht in politischer und wirtschaftlicher Beziehung herzuweisen, so darf auch die Arbeiterin sich durchaus nicht dabei beruhigen, daß die Mädchen nun einmal eine geringere Schulbildung erhalten als die Knaben. Wenn sie weniger weiß, dann hat sie um so mehr nachzuholen. Je schneller sie die Lücken ausfüllt und den zwischen Arbeiter und Arbeiterin bestehenden Abstand an Bildung beseitigt, desto eher wird sie nicht nur in Worten, sondern auch durch die That als vollberechtigte Genossin anerkannt werden!

Ein Wort zu Gunsten der Fleischnahrung.

Zu dem unter diesem Titel in unserer Nr. 55 veröffentlichten Artikel erhalten wir die nachstehende Zuschrift, die wir zum Ausdruck bringen, damit die Leserinnen nach Anhören einer anderen Meinung, sich selbst ein Urtheil bilden mögen.

Am Schluß des Artikels behauptet Dr. Jerdas, daß die Hüttenarbeiter von Tarn infolge vegetabilischer Kost jährlich zwölf Arbeitstage verloren haben. Dieses Beispiel beweist, so naht wie es dasieht, gegen den Vegetarismus garnichts. Die armen schlesischen Weber und so viele andere die sich den Bauch mit Kartoffeln und Rüben füllen, sterben natürlich einen unmöglichen Hungertod. Andererseits würde die elende Bevölkerung des Ostendes von London, die in der Nacht von Sonnabend zu Sonntag, wenn der Dienst der die Lebensmittelverkäufer im spitzen Beamtentum beendet ist, das von der Woche übrig gebliebene oft frange und schon verkaufte Fleisch zum Sonntagmahl einkaufen, einer Reihe von Krankheiten weniger ausgegesetzt sein, wenn sie auf dieses Fleisch verzichtete. Die kleinen Fische, die Gedärme, Häute und Fleischabfälle, die ja fast die einzige Fleischspeise vieler Arbeiter bilden, haben gegenüber vielen vegetabilischen Stoffen (die Linse ist dreimal so nahrhaft als das beste Fleisch) einen äußerst geringen Nährgehalt. Unzureichende Nahrung, vegetarische oder animalische, bleibt stets ungesund. Aber bei einer auf Grund der chemischen Untersuchungen getroffenen Auswahl unter den Nahrungsmitteln und bei genügenden Geldmitteln kann der Vegetarier seine Körper- und Geisteskräfte ebenfogut erhalten wie der Fleischnesser. Das sagt z. B. William Frey, vegetarianism in connection with the religion of humanity, part. II. scientific proofs, beytlich das, das betätigten kommunistische Gesellschaften Amerikas auf Grund eigener Erfahrungen.

In Hinsicht auf die gesundheitliche Gleichberechtigung beider Ernährungsweisen könnte nun die größere Billigkeit der vegetarischen zu dem Vorschlage verketten, die Arbeiter mögen sie annehmen. Eine derartige Ersparnis würde jedoch, anstatt ihre Noth zu lindern, nur den Profit des Kapitalisten erhöhen. Denn die billigere Lebensweise des Arbeiters würde angestrichelt der noch mangelhaften Organisation der Arbeiter und der großen Reservearmee nur zu weiteren Lohnbrückerien der Unternehmer führen, so daß in kurzer Zeit sich die ganze Arbeiterschaft wieder in der alten Lage befinden würde. Ein Vorteil könnte der Arbeiterbevölkerung nur dann erwachsen, wenn sich die Arbeiter straff organisiert und dadurch eine Herabsetzung der Löhne unmöglich gemacht haben werden. Dann aber wäre ihre Anechtshaft auch fast beendet, dann ständen wir an der Schwelle

Noch ein Nachtrag zu den Amazonen.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag, als Anna wiederkehrte, bat ich sie, mir noch einiges von Amazonen zu erzählen, besonders auch von deutschen, wenn es solche gegeben habe. Denn ich möchte doch gern hören, ob die deutschen Frauen auch so mutig gewesen seien.

„Das Dreinhauen war in alten Zeiten freilich die einzige Form, in der sich persönlicher Muth zeigen konnte“, sagte Anna lächelnd, „und ich glaube, daß unsere Vorfahrinnen darin so viel geleistet haben, wie andere Frauen auch. Den besten Beweis haben wir in der alten deutschen Götterlehre. Hast Du schon von Walfüren gehört?“

„Ich glaube wohl, aber ich weiß nicht recht, wie ihr's damit?“

Sie kommen in den Göttersagen der alten Germanen vor. Dieser große Volksstamm, dessen Abkömmlinge das ganze nordwestliche Europa bewohnten, hatte eine gemeinsame Sprache und Religion. Als die einzelnen Glieder des großen Volkes in den fernen, unbekanntem Stammes in Bewegung geriethen und sich in Jahrhunderte langem Vorrücken endlich über Europa ausbreiteten, da hatten sie viel fremdes angenommen, viel Einheimisches abgestreift oder den jetzigen Verhältnissen angepaßt, aber trotz aller Unterschiede blieb genug Aehnlichkeit, um die gleiche Abstammung zu erkennen. Die deutsche Götterlehre, wie wir sie kennen, ist ein Gemisch von deutschen, griechischen und römischen Göttern, und nur einiges ist ganz charakteristisch für das germanische Wandervolk. Das Paradies dieser unheimlichen, rauhfürigen Wesen hieß Walfalla und nur demjenigen Ehren war, vor Allem, wer auf dem Schlachtfeld im Schwertkampf fiel. Mancher alte Krieger, der unversehrt aus zahlreichen Schlachten heimgelehrt war, gab sich selbst den Tod in der festen Zuversicht, daß der mutige, gewaltsame Tod ihm höhere Ansprüche ins Walfalla erwerbe. Der Friedliche, still Dahinlebende, gelangte nach dem Tode in das Reich der bleichen Hel (daher auch der Name Hölle) in der Unterwelt, einem traurigen öden Ort, dessen Herrscherin nur mit Schauern genannt wurde. In Walfalla dagegen wartete des Helden ein seliges Dasein, ausgefüllt durch Kampfspiele, abwechselnd mit großen Schmausereien und Tringelagen, bei denen der köstliche Braten nie zu

Bewerklichkeitsbewegung.

Bericht der Konferenz der Gewerkschaftsverbände.

(Fortsetzung.)

Zweite Sitzung.

Nach der Eröffnung derselben um 2 1/2 Uhr Nachmittags wird die Debatte über die bereits gedruckt vorliegende Resolution der Generalkommission fortgesetzt. Eine Reihe Redner äußert sich verwundert über die Ausführungen der Vertreter der Buchdrucker und Maler, wonach es scheine, als ob die Generalkommission beseitigt werden solle. Die Kommission sei nach einem allgemeinen Bedürfnis eingesetzt. Verwirrung habe nicht die Generalkommission angerichtet, sondern von anderer Seite sei hierin allerdings genügend geleistet worden. Auf der heutigen Konferenz beabsichtige man nur einen Schritt weiter zu gehen auf der Bahn, welche auf der Konferenz in Berlin beschritten wurde.

Der Vertreter der Maler beantragt, zu beschließen: „Alljährlich eine Konferenz sämtlicher Gewerkschaften einzuberufen, um durch gemeinsamen Austausch der Ansichten, durch Fassung einer Resolution die Gewerkschaften moralisch zu zwingen, ihre Organisationen nach den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, die Leistungsfähigkeit zu erhöhen, und die Unterstützung bei Streiks einzelner Gewerkschaften zu regeln. Ueber die Unterstützung und Führung von Streiks entscheidet die betreffende Organisation selbstständig. Die Generalkommission ist aufzuheben. Welche Organisation die nächste Zusammenkunft einberuft, beschließt die heutige Konferenz.“

Dieser Antrag wird von allen nachfolgenden Rednern bekämpft. Der Vertreter der Bergolder verurtheilt es, daß die Generalkommission von einigen Blättern in so schmüßiger Weise angegriffen sei. Das Bestehen der Kommission sei äußerst notwendig, sie sei gewissermaßen der Kopf der ganzen Gewerkschaftsbewegung.

Von mehreren Vertretern wird beantragt, den von den Organisationen pro Quartal und Viertel an die Generalkommission abzuführenden Beitrag von 3 Pfg., wie vorgeschlagen, auf 10 resp. 15 Pfg. festzusetzen und alsdann nur diesen einen Beitrag einzuführen. Die Antragsteller hegen Bedenken gegen die Extraktoren und freiwilligen Beiträge. Dem wird entgegengehalten, daß man, wenn man viel fordert, in der Regel nicht viel erhält, wohl aber Manchem damit vor den Kopf stößt. Die freiwilligen Beiträge seien deshalb notwendig und praktisch, weil auch die indifferenten, noch außerhalb der Organisation stehenden Berufsgenossen zur Leistung heran gezogen werden können.

Um 5 Uhr 10 Minuten wird die Generaldiskussion geschlossen und in die Spezialberatung der einzelnen in der Resolution gegebenen Vorschläge eingetreten. Die Redezeit wird hierbei auf fünf Minuten für jeden Redner beschränkt. In der Spezialdebatte werden noch einige weitere Abänderungsanträge eingebracht, wesentlich neue Gesichtspunkte jedoch nicht eröffnet. Um 6 Uhr 30 Min. erfolgte die Abstimmung und zwar namentlich nach Organisationen. Der Antrag, daß die Generalkommission auch solche Abwehrstreiks unterstützen solle, welche wegen Lohnkürzungen entstanden sind, wird mit 24 gegen 14 Stimmen abgelehnt, 4 Vertreter enthielten sich der Stimmabgabe. Für den Antrag stimmten die Vertreter der Bauarbeiter, Land- und gewerblichen Hilfsarbeiter, Hand- schuharbeiter, Hafensarbeiter, Kupferschmiede, Glas- und Porzellanmaler, Posamentierarbeiter, Schiffszimmerer, Schmiede, Schuhmacher, Tabakarbeiter, Tapezierer, Bergolder und Zimmerleute. Der Abstimmung enthielten sich die Vertreter der Buchdrucker, Glasarbeiter, Maler und Metallarbeiter (-Verband).

Der zweite Antrag, daß die Generalkommission bei Streiks alle Organisationen nach prozentualen Verhältniss zur Leistung von Unterstützung heranzuziehen habe, wurde mit 22 gegen 16 Stimmen angenommen, bei 4 Stimmenthaltungen. Gegen diesen Antrag, d. h. für Fixierung eines regelmäßigen festen Beitrages von 15 Pfg. pro Quartal und Mitglied stimmten die Delegirten der Bildhauer, Glasarbeiter, Land- und gewerblichen Hilfsarbeiter, Handschuhmacher, Kürschner, Kupferschmiede, Maler, Formner, Glas- und Porzellanmaler, Schiffszimmerer, Schmiede, Schuhmacher, Stellmacher, Tabakarbeiter, Zimmerleute und der Vertreter von Leipzig. Der Abstimmung enthielten sich Buchdrucker, Metallarbeiter-Verband, Posamentiere und Tapeziere. Die Abstimmung über die Höhe des an die Generalkommission abzuleifernden festen Beitrages fiel folgendermaßen aus: Der Antrag auf 5 Pfg. pro Quartal und Mitglied wurde mit 21

gegen 16 Stimmen abgelehnt, bei 5 Stimmenthaltungen; dagegen wurde der Beitrag von 3 Pfg. mit 35 gegen 1 Stimme angenommen, bei 6 Stimmenthaltungen.

Die übrigen Absätze der Resolution wurden ohne wesentliche Aenderungen nach dem Entwurfe der Generalkommission angenommen, die Abstimmung über die ganze Resolution jedoch bis zum nächsten Morgen vertagt. Schluß der Sitzung Abends 7 1/2 Uhr.

Dritte Sitzung.

Dieselbe wurde vom Vorsitzenden Legien am Dienstag, den 8. September, Morgens 9 Uhr, eröffnet. Derselbe verliest zunächst die nach den gestrigen Beschlüssen reaktionell zusammengestellte Resolution. Dieselbe hat folgenden Wortlaut erhalten:

Um der Geschäftsführung der Generalkommission eine feste Grundlage zu geben, verpflichten sich die Teilnehmer an der am 7. und 8. September in Halberstadt abgehaltenen Gewerkschaftskonferenz, in ihren Organisationen und durch die Fachpresse dahin zu wirken, daß der „G.-K.“ Geldmittel in nachbezeichnetem Umfange zur Verfügung gestellt werden.

Jede zentralisirte Gewerkschaft hat an die „G.-K.“ einen bestimmten Beitrag von 3 Pfg. pro Mitglied und Quartal zu leisten.

Aus dieser Einnahme der „G.-K.“ sind die Verwaltungs-kosten einschließlich der Kosten für das „Korrespondenzblatt“ zu decken. Der Ueberschuß ist zu Agitationszwecken und Ansammlung eines Unterstützungsfonds zu verwenden.

Die „G.-K.“ unterstützt bis zum demnächst stattfindenden Gewerkschaftskongress nur solche Abwehrstreiks, welche sich behufs Erhaltung des Vereinigungsrechtes der Arbeiter gegenüber den Angriffen der Unternehmer als nothwendig erweisen. Der Vorstand der in Frage kommenden Gewerkschaft hat auch in diesem Falle genau zu prüfen, ob ein solcher Ausstand Aussicht auf Erfolg bietet. Ist seitens dieses Vorstandes dem Streik die Genehmigung erteilt worden, so ist sofort der „G.-K.“ unter Angabe der näheren Umstände davon Mittheilung zu machen. In den ersten 14 Tagen des Ausstandes hat die betreffende Gewerkschaft die Unterstützung selbst zu tragen.

Erst nach Ablauf dieser Zeit wird seitens der „G.-K.“ an diejenigen Organisationen, welche die Unterstützungssummen nicht selbstständig weiter zu zahlen im Stande sind, ein Zuschuß zu den Kosten des Streiks nach den vorhandenen Mitteln, jedoch nur bis zur Höhe von Mark 6.— pro Kopf und Woche geleistet. Die hierdurch entstehenden Kosten sind gleichmäßig auf alle Gewerkschaften nach Maßgabe ihrer Mitgliederzahl umzulegen.

So es unter den statutarischen Bestimmungen angängig, kann die Beitragsleistung seitens der Organisationen an die „G.-K.“ aus den vorhandenen Fonds gegeben werden, in anderen Fällen ist die zu leistende Summe durch Extrabesteuerung oder freiwillige Leistung der Mitglieder aufzubringen.

Anleihen zum Zweck der Unterstützung dürfen von den „G.-K.“ nur unter Zustimmung der Mehrheit der Gewerkschaftsvorstände gemacht werden.

Gewerkschaften, welche die in dieser Resolution festgesetzten regelmäßigen und Extrazahlungen in der von der Kommission bestimmten Frist nicht leisten, begeben sich des Rechtes, eventuellen Falls Unterstützung von der „G.-K.“ zu beantragen.

Von der Verpflichtung zu diesen Zahlungen kann eine Gewerkschaft nur mit Einwilligung der Mehrheit der Gewerkschaftsvorstände entbunden werden.

Gewerkschaften, welche einen Ausstand im eigenen Gewerbe zu unterstützen haben, können von der „General-Kommission“ von diesen Zahlungen entbunden werden, wenn die Zahl der Ausstehenden so groß ist, daß die Leistungsfähigkeit der betr. Organisation völlig in Anspruch genommen wird.

Streiks nichtorganisierter Arbeiter dürfen von der Kommission nur unter Zustimmung der Mehrheit der Gewerkschaftsvorstände unterstützt werden. Die von den Streikenden gewählte Kommission hat allwöchentlich an die „G.-K.“ einen Bericht einzusenden, auf Grund dessen der Zuschuß der „G.-K.“ festgesetzt wird. Ergiebt sich aus den eingehenden Berichten, daß eine so bedeutende Zahl von Arbeitern die Arbeit zu den von den Unternehmern gestellten Bedingungen wieder aufgenommen hat, daß keine Aussicht auf Erfolg mehr vorhanden ist, so hat die „G.-K.“ das Recht, fernere Zuschüsse zu verweigern; die Entziehung der Unterstützung tritt jedoch erst vierzehn Tage nach erfolgter Mittheilung an die betreffende Gewerkschaft ein.

Gegen diesen Entscheid kann bei den Vorständen der unterstützenden Gewerkschaften Beschwerde erhoben werden. Die Beschwerde ist der „G.-K.“ zu übermitteln und hat diese innerhalb acht Tage eine Abstimmung der Vorstände herbeizuführen.

dem Stadthaus einen Haufen Weiber mit allerlei seltsamen Waffen, Hackmessern und Ofengabeln, Schürreisen und Bratspießen. Indem kam auch schon eine Abordnung der Frauen zur Thüre herein, geführt von der unerschrockenen Frau Künzlin. Sie erklärte den Herren rundweg, die Stadt dürfe sich nicht feige ergeben, da sie davon nur Schimpf und Schande haben würde. Sie schloß mit der Erklärung, daß der hohe Magistrat von ihnen, den Schorndorfer Frauen, so lange eingeschlossen gehalten werde, bis er die Kapitulation feierlich verweigert habe.

Was wollte der Magistrat beginnen? Die Frauen hatten alle Eingänge regelrecht besetzt; kein Vögel konnte entfliehen, keine Nachricht nach außen dringen. Hoffen wir, daß die edlen Rathsherren nicht gar zu ungeru ihren Beschluß zu nichte machten, und die Uebergabe der Stadt ablehnten. Es war damals thatsächlich kein großer Unterschied für eine Stadt, ob sie sich freiwillig ergab oder ob sie mit Gewalt genommen wurde, denn der Gewaltthaten gegen Personen und Eigenthum waren auch in dem ersten Fall unendlich viele, und man konnte sich ihrer nicht erwehren.

Schorndorf wurde nun von dem tapferen Kommandanten Krumhaar vertheidigt, mit eifriger Beihilfe der Frauen, die wohl darauf achteten, daß nicht etwa eine Verbindung mit dem Feinde angeknüpft werde von den furchtsamen Herren, die nur für die eigene Person Sicherheit wollten. Auch halfen sie tapfer Wache halten und trugen willig alle Lasten der Belagerung. Als Melac den unerwartet kräftigen und nachhaltigen Widerstand sah, zog er sein Korps zurück, und als bald darauf des Kaisers Feldherr, Ludwig von Baden, mit einem Heer heranrückte, räumten die Franzosen ganz Württemberg.

Die Heldenthat der Schorndorferinnen hat allerdings keinen epochemachenden Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte ausgeübt, sie hat aber die gute Stadt Schorndorf vor dem Feinde gerettet und mir gefällt daran eben der lustige und humoristische Anstrich. Du siehst daraus, daß es nicht nöthig ist, auf Stelzen einherzugehen und große Worte zu machen, um eine wackere Kämpferin für das zu sein, was Du als nothwendig erkennst, und was Dir Andere nehmen wollen. Dätten wir recht vieler tapferer Schorndorferinnen in allen unseren Städten, so sollte wohl manchem Mißbrauch der Weg gewiesen werden, wie dem General Melac von der ehrbaren Bürgermeisterin Frau Künzlin.

legialisirten Gesellschaft, dann wäre es nicht mehr nötig, Fleischkonsum aus Freiwirtschaften aufzugeben. Doch der Vegetarismus hat auch eine moralische Seite. Die hierfür vorgebrachten Gründe religiöser oder sonstiger Art noch so mangelhaft sein, ein Abscheu gegen das Leben der Tiere existirt doch in der That und wenn er sich bei wenigen Menschen vorfindet, so würde er doch ohne Zweifel allgemeiner sein, wenn alle gezwungen wären, Schlächter zu sein oder solchen zuzuschauen, selbst in den großen amerikanischen so gut eingerichteten Schlachthöfen. Wir sind nicht bestürzt, dieses Gefühl mit der Benennung Sentimentalität einzuzubehalten. Es hat seine innere Berechtigung in dem Mitleid des Menschen mit allem, was Empfindungen hat, die nun eigenen ähneln. Von allen Gebilden der Natur trifft nun am meisten für die Tiere zu. Daher unser Mitleid mit der traurigen Endbestimmung der zum Konsum gezüchteten Tiere. Doch noch näher als die Tiergattung steht uns die eigene Gattung der Menschen. Und darum können wir auch mit dem Vegetarismus nicht sympathisiren, der seinen Mops mit Salamisfleisch füttert und seine Arbeiter hungern läßt, daher können wir nicht mitfühlen mit den „Damen“, welche den Tod der kleinen Vögel, die ihrer Toilette geopfert sind, bejammern, während dem Kaffeetopf und der Brotscheibe so vieler Arbeiterinnen nicht die geringste Beachtung schenken. Alle die, welche für den Schutz der Tiere eintreten, während sie sich dem Elend der Menschen verschließen, können nimmer auf unseren Beistand zählen, eben weil der Mensch uns näher steht als das Tier. Aber der ökonomische Kampf unter den Menschen und damit die größte Elend gebannt, so würde sich vielleicht auch unser Altruismus dehnen, wir würden in unserem Herzen Raum machen auch für die Tiere, wir würden unseren Kampf gegen sie auf die Nothwehr beschränken und die Fleischpreise durch ein gleichwertiges oder gar noch besseres chemisches Präparat senken.

Das jedoch liegt noch in ferner Zukunft, und ihr können wir ruhig die Entscheidung dieser Frage überlassen. Die Gegenüber verlangt uns ganz mit Leib und Seele für die tiefen Leiden unserer proletarischen Mitbrüder und -Schwestern, den eigenen Befreiungskampf. Wird aber der Vegetarismus noch nebenbei zur Sprache gebracht, so kann ihm meines Meinsens jede moralische Berechtigung für alle Zeiten nicht abgesprochen werden.

Zur Nothstandsfrage.

Wieviel Kornzoll bezahlt eine Familie von sechs Köpfen? Einem Doppelpentner Roggen werden durchschnittlich 40 Stück siebenpfundige Brode gebaden. Der Zoll auf jeden Doppelpentner Roggen beträgt 5 Mark, auf jedes Brod entfiel also 1/2 Pfg. Zoll. Eine sechsköpfige Familie braucht durchschnittlich weniger als täglich ein Brod, d. h. Arbeiterfamilien, die weniger essen jedenfalls etwas weniger Brod, aber mehr Fleisch und dergl. Das Jahr (zu 365 Tagen gerechnet) bezahlt also eine Familie 365 mal 1/2 Pfg. gleich 45 Mark 62 1/2 Pfg. Dazu kommt noch der Zoll auf Weißbrod, Semmel, Bröckchen, Meizen- und Hafermehl, welches eine Familie außerdem nöthig hat.

Eine sechsköpfige Familie braucht sich gerade nicht besonders Mühe zu thun, um dem Staate jährlich 60 M. an Kornzoll einzubringen. Wenn man nun bedenkt, daß alles, was der Mensch den Mund steckt, mit Zoll behaftet ist, dazu die drachliegende Industrie, die schlechte Ernteaussicht, die Früchte faulen in und der Erde, so ist es für den bescheidenen preussischen Unterthanenverstand nicht begreiflich, woher der Herr Caprivi den Zoll nimmt, zu erklären, es existirt kein Nothstand! Wahrlich der Bertheiliger des Kornzolls müßte einige Wochen in die Haut eines Fabrikarbeiters oder Bergmannes gesteckt werden, dann würde es ihnen wie Schuppen von den Augen fallen und wir verstehen, sie wären kurt von ihrem „es existirt kein Nothstand.“ Und darum fordern wir:

Weg den Zoll und gebt uns billig Brod, Wir waren bittend schon vor Euch getreten, Jetzt fordern wir's, es lehret ja die Noth Den einen suchen und den anderen beten. Nun ist's genug, es gähret lauter Groll — Weg den Zoll!

Man ging und der Meth unerschöpflich floß. Das Fest wurde verschönt durch die Gegenwart der Wallüren, herrlichen Jungfrauen, in feier Jugendichöne prangend, welche den Helden die Speisen reichten und den Becher kredenzten. Dies war jedoch nicht ihre einzige Aufgabe. Zu jeder Schlacht, die auf Erden stattfand, eilte eine Anzahl der Wallüren herbei. Gepanzert und hoch zu Ross überblickten sie das Schlachtfeld und hoben die Seelen der gefallenen Helden empor, um sie nach Valhalla zu tragen — der mühselige Tod vor dem Feind gab ihnen ja vor allen Andern das Recht auf einen Ehrenplatz unter den Seelen der Tapferen.

Einige Sagen giebt es auch von Wallüren, die, in heißer Liebe zu einem irdischen Helden entbrannt, auf Erden mit ihm verweilen, um nach seinem Tode mit seiner Seele zum Valhall zurückzuführen.

Diese gepanzerte und bewaffnete, berittene himmlische Schar in einem Paradies, das nur durch Kampfeslust und Blutvergießen zu erreichen war, kennzeichnet die ganze Wildheit der damaligen germanischen Stämme, denen der Krieg höchstes Ideal war, und die nur die Jagd als einzig würdige Beschäftigung des Mannes in den langweiligen Friedenszeiten gelten ließen. Noch lange nachher, als schon die Sitze gewonnen waren und das Christenthum die alten Götter verdrängt hatte, erkennt man die Spuren jener rauhen Vorzeit bei den europäischen Kulturvölkern an der Ueberschätzung des Krieges, ja heute noch an den begeisterten Liedern, die Kampf und Waffenruhm verherrlichen und den frischen, fröhlichen Krieg preisen.

Es ist klar, daß Halbgöttinnen, wie diese schlichten großen Wallüren nur von einem Volke gedacht und geglaubt werden konnten, dessen Frauen durch lange Jahre stets die Waffen geführt und an des Mannes Seite den Feind bekämpft haben. Auch als diese ersten Anfänge lange überwunden waren, blieb der Frau ein Anflug der wilden Tapferkeit aus der Urzeit. Während die Männer in heißer Schlacht mit dem Feinde rangen, bewachten die Frauen das Lager, in der Wagenburg verschanzt, die ihre beste Habe waren. Wurde dieselbe von dem siegenden Feind angegriffen, so vertheidigten die Wächterinnen den Platz mit der größten Tapferkeit, und wenn sie der Uebermacht weichen mußten, so gingen Viele mit ihren Kindern freiwillig in den Tod, um die Schmach der Gefangenschaft und nachfolgenden Sklaverei zu entziehen. Ihre Stellung im Hause des

Mannes war damals eine geachtete, man schätzte sie als kluge Beratherin, einzelne, besonders Priesterinnen, waren hoch verehrt als gottbegeisterte Seherinnen. Keusch und rein in der Tugend, treu in der Ehe, so schildert der größte römische Geschichtschreiber, Tacitus, die deutschen Barbarenvölker. Freilich that er es in der Absicht, seinen vornehmen Landsleuten, welche eine hohe Kultur besaßen, aber in Leppigkeit und Laster versunken waren, den Spiegel vorzuhalten, damit sie die Mahnung zur Umkehr beherzigten.

Und weil Du meine langweilige Auseinandersetzung so aufmerksam angehört hast, will ich Dir jetzt zur Belohnung noch eine hübsche kleine Geschichte von deutschen Amazonen erzählen, die sich vor etwa 200 Jahren ereignet hat.

Damals war der König von Frankreich, Ludwig XIV., der mächtigste Herrscher in Europa und ris einen Theil des deutschen Grenzlandes nach dem andern an sich, ohne daß die schwachen Fürsten sich dessen erwehren konnten. Im Jahre 1688 standen seine Heere auch wieder in Baden und in der Pfalz, selbst bis Württemberg waren einige Heeresabtheilungen vorgebrungen und brandschatzten unarmherzig die Orte, die sich aus Furcht vor noch schlimmeren Dingen meist ohne jede Gegenwehr dem Feinde ergaben. So traf ein Korps unter dem General Melac vor der besetzten Stadt Schorndorf ein, und forderten Einlaß und Kriegskontribution. Der Kommandant der Citabelle war nicht gewillt nachzugeben und wollte sich auf seiner Burg behaupten. Der Magistrat der Stadt jedoch war anderer Meinung. Ihnen bangte vor den Folgen einer gewaltsamen Einnahme und sie fürchteten den Horn des Feindes zu erregen. So beschloßen sie denn die Stadt den Franzosen zu öffnen.

Die geheime Rathsitzung hatte jedoch einen ungeesehenen Teilnehmer gehabt; die Bürgermeisterin, Frau Künzlin, von Besorgnis um die Stadt getrieben, hatte heimlich gelauscht und genug gehört, um zu wissen, was sie wollte. Schnell lief sie zu ihrer gleichgesinnten Freundin, der Dirchwirthin, Frau Kagenstein, und zusammen beriethe sie, was zu der Rettung der Stadt geschehen könne; sie wußten beide, daß Eile Noth that.

Die Rathsherren, an ihrer Spitze der Bürgermeister, hatten inzwischen ihre Berathung zu gutem, oder vielmehr zu schlechtem Ende geführt, als sie durch ein seltsames Geräusch, ein Klirren und Klappern, ein Stampfen und Dröhnen gestört wurden, das von allen Seiten zu kommen schien. An die Fenster eilend, sahen sie auf dem Platz vor

Die Abstimmung über die Resolution ergab die Annahme derselben mit 30 gegen 10 Stimmen, bei zwei Enthaltungen. Wegen die Resolution stimmten — zum größeren Theil deswegen, weil nicht alle Abwehrstreiks Unterstützung finden sollten — die Delegirten der Land- und gewerblichen Hilfsarbeiter, Kupferschmiede, Maler, Metallarbeiter (Verb.), Glas- und Porzellanmaler, Posamentierer, Schuhmacher, Tabakarbeiter, Tapeziere, Zimmerleute, Böttcher und Buchdrucker enthielten sich der Abstimmung.

Die Beratung wird bei dem 3. Punkt der Tagesordnung: „Einberufung des Gewerkschaftskongresses“, fortgesetzt.

Die Generalkommission empfiehlt, den Kongress Anfang März 1892 stattfinden zu lassen. Als Tagungsorte sind bisher Halberstadt, Halle, Hannover, Weimar und Altenburg vorgeschlagen worden.

In der nur kurzen Diskussion über diesen Gegenstand präzisirt u. A. der Vertreter der Schuhmacher seinen Standpunkt dahin, daß er gegen die Einberufung eines Gewerkschaftskongresses überhaupt sei. Derselbe sei überflüssig; es sollte sich in jeder Gewerkschaft ein Beauftragter autorisiren lassen — durch Umfrage unter den Mitgliedern —, zusammen mit der Generalkommission sich nöthig machende Aenderungen in der Organisation treffen zu können.

Der Antrag der Generalkommission, den Kongress im Anfang März 1892 einzuberufen, wird darauf gegen 5 Stimmen angenommen.

In Bezug auf die Beschickung des Kongresses liegen eine Reihe Anträge vor, welche bezwecken sollten, die Zahl der Delegirten möglichst zu verringern. Es wird über dieselben jedoch zur Tagesordnung übergegangen und beschlossen, die diesbezüglich von der Berliner Konferenz getroffenen Bestimmungen hochzuhalten, wonach je 1000 Mitglieder der Zentralvereine oder der organisirten Arbeiter in Staaten, wo dieselben einem Zentralvereine nicht angehören dürfen, einen Vertreter entsenden können. Die Wahl des Ortes, wo der Kongress tagen soll, wird der Generalkommission überlassen.

Es folgt nunmehr der 4. und letzte Punkt der Tagesordnung: „Organisation der deutschen Gewerkschaften, resp. der Organisationsentwurf der Generalkommission.“ (Schluß folgt.)

Vereine und Versammlungen.

Nürnberg. Die Generalversammlung der Offenbacher Krankenkasse für Frauen und Mädchen hielt ihre diesjährige Generalversammlung in Nürnberg im Kaffee Sal ab. Dieselbe wurde am Sonntag, den 27. September, Vormittags 10 Uhr, vom Zentralvorsitzenden Herrn Schulze mit einer Ansprache eröffnet, in der er auf die Lage der Kasse und die nothwendig zu treffenden Aenderungen der Statuten hinwies. Bei der Wahl des Bureaus wurden zu Vorsitzenden Graf-Nürnberg und Frau Ihrer, zu Führerinnen der Rednerliste Frau Boffe-Bremen, Fr. Schmidt-Hanau, Fr. Piele, Fr. Schunigel und Fr. Kapp gewählt, welche mit einander abwechselten. Darauf wurde eine aus 5 Personen bestehende Mandatsprüfungskommission gewählt. Zur Prüfung der Mandate trat eine Pause von 10 Minuten ein. Die vorgelegte Geschäftsordnung wurde mit geringen Aenderungen angenommen. Sodann fand ein Antrag, die Beratungen bis 2 Uhr fortzusetzen und dann für Sonntag Schluß zu machen, Annahme. Es erhielt hierauf der Zentralvorsitzende das Wort zum Geschäftsbericht. Die Zahl der Mitglieder am Schluß des Jahres 1890 betrug 10846. An Verwaltungsstellen befanden am Schluß des Jahres 1889 105, es kamen hinzu 7 neugebildete und wurden aufgelöst 3, so daß also jetzt 109 bestehen. Durch den Tod verlor der Zentralvorstand 2 Mitglieder, den zweiten Vorsitzenden Herrn Karg und Frau Anna Ebert. Der Kassenbericht wurde sodann vom Hauptkassierer Herrn Haufstein vorgelegt. Die Nettoeinnahme betrug im Jahre 1890 145069,02 M., die Nettoausgabe 134500,04 M., ergibt sich mithin ein Ueberschuß von 10568,98 M. Am Schluß des Jahres 1889 betrug der Reservefonds der Kasse 82605,70 M., im Laufe dieses Jahres wurden demselben zugeführt 9219,96 M., ergibt also einen Reservefonds von 91825,66 M. Es ist nun von der Behörde an den Vorstand die Forderung gestellt, binnen acht Wochen den Nachweis zu liefern, daß die von der Generalversammlung gefassten Beschlüsse die Verringerung der Ausgaben ermöglichen, um den gesetzlichen Pflichten nachkommen zu können, da in den letzten Jahren die Summe dem Reservefonds nicht zugeführt werden konnte, welche gesetzlich abgeführt werden muß. Nachdem noch eine längere Debatte über den Geschäfts- und Kassenbericht stattgefunden hatte, wurde dem Ausschuß und Vorstand Decharge erteilt und die Sitzung sodann geschlossen. (Fortsetzung folgt.)

Sechs sozialdemokratische Volksversammlungen haben in der vergangenen Woche in Berlin stattgefunden. In fünf derselben wurden die Wahlen von Delegirten zum Erfurter Parteitag vorgenommen, während eine (5. Wahlkreis) vor Vollziehung der Wahl aufgelöst wurde. Das Resultat der Wahlen ist ein für die Arbeiterinnenbewegung sehr erfreuliches, da in drei Kreisen je eine weibliche Delegirte gewählt wurde. Wir lassen nachstehend die wichtigsten der in den Versammlungen gefassten Beschlüsse und Anträge, sowie die Namen der Delegirten folgen:

1. Wahlkreis.

1. „Die Versammlung beauftragt ihre Delegirten, für einen Antrag einzutreten, der dahingeht, daß, sobald der Parteitag das Programm ausgearbeitet und die Organisation weiter definiert hat, sich jeder Genosse den gefassten Beschlüssen zu fügen hat.“ (Einstimmig angenommen.)

2. „Um dem Einmunde zu begegnen, die Berliner Genossen hätten keinen Einfluß auf unser Organ; um weiter den auswärtigen Genossen den für sie interessirenden Inhalt des Organs, als die Lokallisten, Sprechsaalnotizen, einen großen Theil der Geschäfts- und Vereinsannoncen, Berichte usw. zu ersparen, wird der Vorstand beauftragt, wenn möglich eine Theilung des Zentralorgans „Vorwärts“ zu bewirken, dergestalt, daß der erste Theil das eigentliche Zentralorgan bildet, wogegen der andere Theil die Berliner Parteipresse darstellt. Das Zentralorgan bleibt unter der Kontrolle des Parteivorstandes, der andere Theil unter dem Einfluß der Berliner Genossen.“ (Angenommen gegen eine Stimme.)

3. „Der Parteitag beauftragt den Vorstand, mit der Aufgabe einer das Programm und die Organisation der Partei ausführlich erläuternden Agitationsbrochure, welche den Genossen möglichst billig zugänglich zu machen ist.“ (Einstimmig angenommen.)

4. „Der Parteitag möge sich dahin erklären, daß die Organe der Partei angehalten werden, Annoncen von schwindelhaften Abzahlungsgeschäften, Leihhaus-Ausschüssen usw. keine Aufnahme zu gewähren; besonders aber dann die Aufnahme zu verweigern, wenn die einzelnen Gewerkschaften, deren Interessen hierdurch geschädigt werden, bei der Preßkommission, welcher das betreffende Blatt unterstellt ist, dagegen Einspruch erheben.“ (Gegen 2 Stimmen angenommen.)

Gewählt wurden Th. Rejner, A. Taterow und B. Stabernad.

2. Wahlkreis.

Gewählt wurden Frau Emma Ihrer-Beiten und Ferdinand Kleinert.

3. Wahlkreis.

„Die heutige Versammlung beauftragt den Parteitag, dazu aufzufordern, einen der Partei entsprechenden Partei-Agitationsfonds anzulegen. Derselbe soll ausschließlich dazu geschaffen werden, um sachliche und rein sozialistische Broschüren an die ländlichen Arbeiter gratis vertheilen zu können; nur allein dadurch ist es möglich, das ländliche Proletariat zum Sozialismus zu bringen.“

Gewählt wurden: Tischler Friß und Zigarrenfabrikant Börner.

4. Wahlkreis.

Gewählt: Frau Martha Kohlschlag, Wengels und Tempel.

5. Wahlkreis.

Wegen Unruhe die bei einer beleidigenden Neuerung des „Opponenten“ dieser gegen Stadtthagen entstand, aufgelöst.

6. Wahlkreis.

Gewählt: Frau von Hoffstätten, Scholz und Paus.

Die Frauenbewegung macht der „Leipziger Zeitung“ viel Beschwerden. Frau Ihrer hat in Hamburg einen Vortrag gehalten, über den der „Vorwärts“ referirte und u. a. bemerkte, es gehöre die Bornirtheit eines Konservativen dazu, um die Berechtigung der Frauenbewegung nicht einzusehen. Diese Bemerkung löste der „Leipziger Zeitung“ die Junge und sie bemerkte dazu:

Wir bekennen uns gern zu dieser „Bornirtheit“ und meinen, daß Frau Ihrer und Konforten besser thäten, sich um ihre Kochtöpfe und Strickstrümpfe zu kümmern, als solchen Unsinn zu beschließen.

Wie schön wäre es doch, wenn sich alle Frauen um nichts anderes als um ihre Kochtöpfe und Strickstrümpfe kümmern! Das amtliche Blatt giebt durch obigen Satz einen drastischen Beweis seiner Bornirtheit, die es in Sänsesfüßen zu sehen beliebt. Welch geringer Prozentsatz der Frauen hat heutzutage Strümpfe zu stricken! Weiß denn die „Leipziger Zeitung“ nicht — und freilich weiß sie es — wie viel Frauen und Mädchen an Wirk- und Strick-Maschinen im Dienste der Industrie arbeiten (ohne die übrigen Branchen anzuführen, in denen die Frauenarbeitskraft ausgebeutet wird)? — Weiß denn die „Leipziger Zeitung“ nicht — und freilich weiß sie es — wie viel Frauen und Mädchen sich um ihre Kochtöpfe erst kümmern können, wenn eine privilegierte Klasse sich längst im Pfahl wiegt, wenn sie abgerackert aus der Fabrik kommen? Und wenn die Frau, das Mädchen Zeit gewinnt, einmal in eine Versammlung zu gehen, um gegen jene Ausbeutung zu protestiren, um Stellung zu nehmen gegen eine menschenunwürdige Behandlungsweise, dann ruft ein konservatives Blatt die Mädchen und Frauen an den Kochtopf, an den Strickstrumpf. — Man sieht, der „Vorwärts“ hatte sehr recht, wenn er schrieb, nur ein Konservativer kann (besser wäre noch gesagt: will) das nicht einsehen.

Frauenstudium.

Ein bemerkenswerthes Urtheil über das Frauenstudium fällt in einem Hirtenbrief der Cardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore. Es heißt da:

„Wenn wir die Geschichte zu Rathe ziehen, werden wir finden, daß nicht allein die Geburtshilfe im Mittelalter und bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in den Händen von Frauen lag, sondern auch, daß Frauen in verschiedenen Abtheilungen der medizinischen Wissenschaft angestellt waren. An der Universität von Salerno, die im Mittelalter blühte, und in Bologna waren Frauen Professoren der Medizin. Das Porträt der berühmten Professorin der Anatomie, Anna Manzolini, zusammen mit jenem der vier anderen Frauen, welche dort Professuren inne hatten, kann man den Mauern der Universität Bologna sehen. Nach meiner Ansicht ist es wichtig für die Wohlfahrt der Gesellschaft, daß das Studium der Medizin durch christliche Frauen fortgesetzt und erweitert werde. Meiner Meinung nach sollten bei anatomischen Demonstrationen Männer und Frauen getrennt sein; aber ich höre, daß in den anatomischen Abtheilungen von Paris und Genf, Zürich, Bern und Basel und an den Universitäten von Belgien, Spanien und Italien Frauen Seite an Seite mit Männern arbeiten und daß dies, nach dem Ausspruche der Professoren, eher von guten, als schlechten Folgen begleitet war. Ich glaube, daß in anderen Abtheilungen und allenthalben, wo die sich ziemenden Einschränkungen beobachtet werden, die gemeinschaftliche Erziehung des männlichen und weiblichen Geschlechts einen segensreichen Einfluß auf das männliche ausüben wird. Das Vorurtheil, welches Frauen zur Krankenpflege zuläßt, sie aber von dem ärztlichen Berufe ausschließt, kann nicht streng genug verurtheilt werden. Wenn Wärterinnen mit Schicksalstheil Männer sowohl als Frauen pflegen können, kann doch dieses Zugeständniß vernünftiger Weise nicht dem weiblichen Arzte vorenthalten werden. Die Erleichterung von Leiden, welche Frauen aller Klassen aus der Existenz einer entsprechenden Anzahl gnt geschulter, weiblicher Ärzte zu Theil werden würde, muß Jedem sonnenklar sein; jedoch ich wünsche außerdem mit Nachdruck, so wichtig wie möglich den moralischen Eindruck solch einer Form hervorzuheben; es könnte keinen mächtigeren Faktor in der moralischen Wiedergeburt der Gesellschaft geben.“

Die deutschen Zentrumsheiden, die im Reichstage die philisterhaften Bedenken gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium und zur Ausübung der ärztlichen Praxis aussprachen, mögen sich diese Ansicht ihres Glaubensgenossen hinter die Ohren schreiben.

Das Direktorium des Museums vaterländischer Alterthümer zu Kiel ist, nach dem Tode des Professors Handelmann einer Dame, und zwar dem bisherigen Custos des Museums, Fräulein Johanna Rejtorf, verliehen worden. Fräulein Johanna Rejtorf ist am 27. April 1829 zu Bramstedt geboren, hat schon seit Jahren auf dem Gebiete der Mythologie und Archäologie eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit entfaltet und sich große Verdienste um die Kieler Anstalt erworben, an der sie seit 1873 als Custos wirkt. Die Dame ist Mitglied mehrere wissenschaftlicher Vereinigungen und wurde erst neuerdings zum Ehrenmitglied der anthropologischen Gesellschaft in Berlin ernannt. Berreundet mit Professor Birchow, nahm sie seiner Zeit an dessen Reise in den Donau-Tiefenländern Theil.

Allerlei aus aller Welt.

Schuhe für Hunde. Auf dem Gebiet der Modethorheiten sind Paris und London in Streit begriffen, welcher dieser Weltstädte, resp. deren eleganten Bewohnerinnen, der Preis für die neueste Thorheit gebührt. Man ist auf die Idee gekommen, den Hundenschuhen zu machen aus Woll- oder Kautschukstoff mit Ledersohlen. Es wird dies unsern Leserinnen fast ungläublich

klingen, daß Hunderte von müßigen Frauen und Mädchen mit solchen Schuhen beschäftigt und gewiß wird es den Leserinnen ergehen wie uns, daß sie sich fragen, „haben diese „Damen“ wohl eine Ahnung davon, wie viele Kinder des arbeitenden Volkes zur Winterkälte barfuß gehen müssen, weil es ihren Eltern trotz regen Fleißes nicht möglich ist, den Kindern Schuhen zu kaufen? Wie viele in Folge dessen an Keuchhusten und dergl. Krankheiten leiden?“ Zur Ehre der Modedamen von Paris und London wollen wir annehmen, sie wissen es thatsächlich nicht. Aber dann sollten doch die Redaktionen der Damen-Zeitungen, von denen wir annehmen müssen, daß sie das Gleichen wissen, doch so weit belehrend wirken, daß sie solche Thorheiten mit der Gegenüberstellung solcher Thatfachen bekämpfen. So lange es noch Menschen giebt, die aus Noth gezwungen sind barfuß zu gehen, dürften doch die Damen auf eine bessere Verwendbarkeit ihrer Taschengelder aufmerksam gemacht werden, die ist, ihren Hundenschuhen zu kaufen. Wir sind gewiß nicht für „Wohlthaten“ anstatt der Gerechtigkeit, aber wir erheben bei solchen Veranlassungen Protest gegen eine derartige Verwendbarkeit des Geldes, welches dem Arbeiter, der Arbeiterin von Seiten der Kapitalisten entzogen wird, sei es durch Lohnrückzahlung oder zu lange Arbeitszeit.

Geringswärdigkeit. Was die Pfaffen sich manchmal an Frechheit herausnehmen und was sie manchmal unter „christlicher Nächstenliebe“ verstehen, lehrt ein in dieser Gegend kürzlich vorgekommener Fall einmal wieder. Ein junges, unbescholtenes, arbeitsames Mädchen von dreißig Jahren, das einige Monate vorher einem Kinde das Leben geschenkt, zu dessen Gedenken der Bräutigam dieses Mädchens sich bekant hatte, liegt auf dem Sterbebette. Der Ortspfarrer erfährt, daß ein Mitglied seiner Kirchengemeinde im Sterben liegt und verfügt sich in die Wohnung desselben. Die Mutter dieses Mädchens, welche schon mehrere Kinder in diesem Alter durch den Tod verloren hat, zeigt die Befragen des Pfarrers die Kammer, in welcher die Sterbende liegt. Nachdem dieser in barbarem Tone gefragt, warum er nicht gebeten sei, zu erscheinen, entschuldigt sich die alte Mutter bei dieser „Unterlassungsünde“ und der Herr Pfarrer verfügt sich zur Sterbenden, um, wie die Mutter annahm, Trost zu spenden. Doch lassen wir den Pfarrer, welcher ja auch einmal jung war und die Unwissenheit besuchte, selbst das Wort reden: „Du Sterberin, Du hast das Kleid der Unschuld bekleidet, — so ungeheuer leutete seine Trostrede — „für diese Sünde trifft Dich nun die Strafe Gottes. Nun liege Du hier im Sterben und Gott wird Dich nun strafen. Wenn Du an die Himmelsleiter postest, wirst Du lange warten müssen, ehe man Dir öffnet, zur Strafe für Deine Sünde. Bete noch zu Gott — auch ich werde beten, daß Gott der Herr Deiner Sünde wegen nicht zu streng mit Dir im Gericht gehe“ u. s. w. Das war der Trost, welcher der Sterbenden gesendet wurde, das war der Trost für die schwer gepöbelte Mutter. Und dies alles darum, weil die Verstorbene — gewiß ein Verbrechen! — einem Kinde das Leben geschenkt hatte. Das verächtliche Vorgehen geeignet ist, das ohnehin schon gesunkenen Ansehen der Kirche zu heben, beweisen wir. Wir bezweifelten auch, daß jemals eine Mutter unter gleichen Verhältnissen diesen Pfarrer an das Sterbebett ihrer Tochter wird treten lassen. Wir bezweifelten aber nicht, daß früher oder später durch solche Gebahren die Religion der Verachtung anheimfällt und schließlich ganz verschwindet. Uns soll es recht sein.

Nur eine Konfessionseuse. Vor etwa zwei Jahren, so berichten Berliner Blätter, war in einem der großen Damenmoden-Konfektionsgeschäfte am Hausvogteiplatz eine junge, bildhübsche Dame angestellt, eine Schlesierin, deren Eltern — ihr Vater ein pensionirter Lehrer — in einem kleinen Städtchen die Provinz leben. Fräulein St. war nach Berlin übergesiedelt, um hier Stellung anzunehmen und die Zügel so besser unter sich zu können, was sie auch rechtlich that. Vor Jahresfrist verheiratete sich das junge Mädchen mit einem in der Dresdenerstraße wohnenden Rentier F. Trophem der Gatte, eine in Sportkreisen wohlbekannte Persönlichkeit, seine junge Frau mit geradezu hübscher Pracht umgab, war die Ehe doch keine glückliche, denn Herr F. quälte die Frau durch grundlose Eifersucht, die zu furibunden Szenen zwischen beiden führte. So kam es vor etwa acht Tagen auch zu einem entsetzlichen Auftritt zwischen dem F. und Ehepaar; der eifersüchtige Mann überhäufte sein junges, unglückliches Weib, mit dem er soeben von einer Landpartie zurückgekehrt, mit einer Fluth von Schimpfwörtern und warf schließlich die Weinende, die kurz vor ihrer Entbindung stand, mit den Worten zur Thür hinaus: „Du bist und bleibst ja doch nur eine Konfessionseuse!“ Hier blieb die junge Frau in der leichten Kleidung die Nacht hindurch auf den Treppenstufen sitzen, bis gegen Morgen Nachbarn sich der Bedauernswerthen annahmen. In anderen Tagen lehrte Frau F., ohne ihren Gatten wiederzusehen zu haben, zu ihren Eltern nach Schlesien zurück, wo sie bald darauf plötzlich verstarb, wie es heißt, an den Folgen eines Herzschlages. Kummer und Neue hatten inzwischen den eifersüchtigen Gatten erfaßt. F., der einsah, seiner Frau Unrecht gethan zu haben, reiste nun nach dem Wohnort seiner Schwiegereltern, um gerade zu derselben Zeit einzutreffen, als sein verstorbenes junges Weib in den Sarg überführt wurde. Mit einem fürchtbaren Auffreie brach der unglückliche Mann an der Bahnhofsstation nieder, um dann in Tobsucht zu verfallen. Tags darauf wurde F., dessen Geist nach dem Ausspruch der Ärzte für immer unheilbar ist, in eine bei Berlin belegene Privat-Asylanstalt gebracht.

Die abgestellte Hungersnoth.

Als im Lande Hungersnoth war, und dem König ward berichtet, In des Reiches reichsten Städten Starben viele Arme Hungers, Döret, welche rasche Auskunft Veros traf, der Perferkönig: Eigenhändig schrieb er einen Brief an jede Stadt im Reiche Dieses Inhalts: „Wo ein Armer Hungers stirbt in euern Mauern, Werd ich für den Armen einen Reichen nehmen und im Reiche Auch ihn Hungers sterben lassen.“ Niemand starb im Lande Hungers, Und die Reichen selber brachten Nicht zu hungern, mit den Armen Nur den Ueberschuß zu theilen.

Fr. Rückert.

Briefkasten.

„Vorwärts“ in Unter-Polaun. Das Abonnement ist dem 1. Oktober abgelauten.

Druck von Fr. Meyer & Himpeter, Hamburg, Rosenstr. 35.